

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 278.

Posen, den 2. Dezember 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(9. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Dann wurden die Schritte stockender. Und ohne den Blick auch jetzt zu erheben, sprach er: „Du fragst nach meiner Arbeit. Ich weiß nicht, ob ich dir dafür danken soll. Aber ich will dir sagen, was es damit ist.“

Und mit einem schneidenden Tone und einer scharfen Handbewegung, die gleichsam alles abschnitt: „Nichts — gar nichts! Das alte Spiel wie früher. Keinem tut es 'was! Die Welt verliert nichts. Aber ich geh' drüber zugrunde!“

Nervös strich er sich über das kurzgeschorene Haar.

„Nun weißt du's!“

Der alte Ehlers schnaufte ein paarmal und hüllte sich in dicke Wolken. Er war darauf gefaßt gewesen: nicht um des Wiedersehens willen war er heraufgekommen, sondern weil er aus der Einladung und dem, was Walter seinem Sohne geschrieben, wohl herausgefühlt hatte, daß er hier nötig war. Aber nun war er doch erschrocken und einen Augenblick fast kleinlaut.

„Wie ist das möglich?“ fragte er gepreßt aus Rauch und Wolken heraus.

Halb abgewandt von ihm war Robert Hoermann stehen geblieben. Sein Gesicht war jetzt schlaff und müde; er gab sich keine Mühe mehr, es zu verbergen. Ein alter, gebeugter, zerfallener Mensch stand er da.

„Ja, wie ist das möglich? Das frag' ich mich jeden Tag und jede Stunde. Wie ist das möglich, daß ein Talent — denn daß ich eins war, habt Ihr mir ja alle gepredigt! — sich so zerreiben kann! Daß es sich so täuschen kann über sich selbst und sein Können! Ich hab' mich gewehrt und hab' mich gewunden: ich kann nicht mehr. Ich tu' seit Monaten nur das eine noch: ich zieh' die Bilanz meines Lebens und versuch' ein Plus auszurechnen. Kein großes, nur irgend eins, wie Ihr es zehnfach habt. Aber die Rechnung geht nicht auf. Sie kann auch nicht aufgehen. Aus der Null wird kein Gott eine Eins machen. Und wenn ich jetzt sterbe — was bleibt, was hab' ich geleistet? Nichts! Und wem hab' ich gedient mit meinen Gaben? Keinem! Wenn du's anders weißt, so sag's! Aber es weiß keiner besser als ich!“

Wie von geheimer Unruhe getrieben, nahm er wieder die ewige Wanderung auf.

Der andere in seinem Sessel hatte sich nicht gerührt. Jetzt blies er die Rauchwolken auseinander.

„Denkst du noch an den kleinen Bischer? Er liegt seit fünf Jahren auf dem Kirchhof und wartet. Aber immer, wenn er mir in die Quere kam, fragte er: was machst du, und wo fliegt Timotheus? Du bist uns immer zu sehr geflogen . . . wir konnten dich nie einholen und dir niemals ganz folgen. Früher in den Himmel nicht, und heute nicht in die Hölle. Wollen wir nicht langsamer gehen?“

Ein kurzes Aufschauen.

„Geflogen . . . ach ja, geflogen! Immer nur in Gedanken, Plänen, Phantasien . . . aber sonst? Hab' ich denn wirklich Flügel gehabt, die euch fehlten? Wer glaubt das noch? Ein paar bunte Federn, angeklebt von Eltern, Freunden, Lehrern, aufgebaut von der eigenen Eitelkeit — saß mal zu, sei grausam, sie bleiben dir bald in der Hand! Und damit hab' ich fliegen wollen — mit dem Federpuß, der nur in meiner Phantasie rauschte, und hab' hochmütig 'runtergesehen auf die andern, die Fuß vor Fuß setzten! Aber nun, wo's zu Ende geht, quäl' ich mich noch immer auf dem alten Fleck, und Ihr seid vorwärts gegangen, habt Ziele erreicht, während ich mir den Schädel zermartern kann und doch kein Plus 'rausrechne!“

Sein Gesicht hatte sich gerötet, seine schmalen Lippen sich zusammengepreßt.

„Da . . . sieh her!“ Er zerzte die Schubladen und -fächer seines Schreibtisches auf und hob Stöße von Papieren. „Hier . . . und hier . . . und hier . . . alles umsonst und doch alles die Arbeit von Jahren . . . Notizen, Ausarbeitungen, Materialien, wie sie keiner so gesucht und gesammelt hat. Tag und Nacht hab' ich drüber gelesen . . . erst in freudiger Hoffnung, dann mit zusammengebißenen Zähnen, und schließlich in Erschöpfung und halber Verzweiflung. Und es wächst immer mehr, es türmt sich auf, es häuft sich unabsehbar. Aus dem Strom, der mir zuführte, ist das Meer geworden, das mich verschlingt. Aus dem Reichtum, der mich tragen sollte, ein Ueberfluß, der mich lähmt und drückt. Ich seh' kein Ende und keine Grenzen mehr, es bricht alle Formen, es läßt sich nicht mehr bändigen und zwingen, es ist größer als ich. Das versteht wohl nur, wer es selber durchgemacht hat.“

Er stieß die Schübe zurück und griff nach dem Glase.

„Der Bücherstapel da,“ fuhr er fort und wies seitwärts . . . „das ist nur, was in den letzten Wochen erschien. Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch. Nur über Afrika.“

„Erbarm dich! Und das willst du auch noch lesen?“

Der alte Ehlers legte seine Brille so kräftig auf den kleinen Kredenz Tisch, daß die Gläser zitterten.

„Nimm mir's nicht übel, Timotheus, aber was soll das? Damit du noch mehr im eigenen Fett erstickst? Und wenn du diese Wälzer glücklich durchgekauft hast, sind inzwischen schon wieder neue erschienen, und das plästerliche Spiel kann von vorne beginnen — nicht? 's wär 'eine Posse, wenn nicht so viel Ernst dabei wär! Da muß man wahrhaftig fragen, ob du im Ernst mal fertig werden willst oder nicht?“

„Ob ich fertig werden will, fragst du.“ Er blieb stehen; er nickte langsam ein paarmal vor sich hin. „Ehlers, ein einziges Mal nur sagen können: fertig! Meine letzte Stunde würd' es mir noch erleichtern.“

„Dann handle gefälligst danach! Werd' mal hart, schieß den ganzen Krempel beiseite, laß dir nichts mehr ins Haus und verstopf dir die Ohren. Das wär' das Erste, und es wär' schon immerhin etwas! Mit dem Zweiten wird's mehr hapern. Als ich das vor'ge Mal hier war, saßest du gerade über den eben bekanntgewordenen Volksliedern irgend eines Negerstammes! Hast mir wunderschön alles erklärt, besonders, daß diese

Naturvölker eine Vorliebe für Wiederholung und Verdoppelung haben. Da sich die gleiche Erscheinung auch in der Kindersprache zeigt, kamst du auf diese. Es war wirklich sehr interessant, und man merkte wohl, wie riesig du beschlagen warst. Ob du dann von hier aus auf ästhetisches Gebiet rüberschwenkst oder anderswohin, hab' ich vergessen. Am Ende warst du jedenfalls von Afrika ebenso weit entfernt, wie ich. Ich hab' mir das angehört, aber in der Bahn hab' ich den Kopf geschüttelt und Angst gekriegt. Wohin soll das führen?

„Der ganze Jammer ist der, daß niemand hinter dir steht, der dich erbarmungslos festhält, wenn du ausbrechen willst! Der dir gewaltsam jedes Seitentor versperrt, ob es dich noch so verlockt! Der dich in jedem Augenblick zu bitten vermag: Lieber Freund, bleiben wir gefälligst auf der Hauptaussee, denn nur so kommen wir einst zum Ziele!

„Das wäre am Ende auch kein besonderes Kunststück. Das könnte jeder halbwegs intelligente Sekretär. Weist du keinen, der dir so helfen und Stopp! sagen könnte, wenn's nötig ist? Das müßt' sich doch finden lassen!“

Ein halbes Lächeln glitt über das Gesicht des Hausherrn.

„Du hast kuriose Einfälle, Ehlers. Man merkt, wie fremd dir das alles ist.“

Aber noch während er die letzten Worte sprach, kam ein eigener Schimmer in seine Augen, als sähen sie etwas, was sie eben noch nicht gesehen. In weite Ferne blickten sie hinein und hingen sich dort an etwas und füllten sich mit Hoffnung.

„Einen weiß ich wohl . . . Und wenn du es so meinst — — auf den Einen wart' ich.“

„Günther?“

„Günther! Wenn er hier wäre, Ehlers, so hättest du mich heut nicht so gesehen. Aber seit er drunten ist, habe ich keinen mehr, der mir tragen hilft und mein Interesse teilt. Seitdem weiß ich erst, wie sehr ich ihn brauche und daß er mir fehlt wie kein Mensch sonst. Ich hab' vier Kinder, aber keines ist so mein Kind. Und daß er nach Afrika ging, war doch nicht nur Unruhe und Abenteuerlust der Jugend, es war doch auch, weil ihm aus meiner Arbeit die Sehnsucht aufgegangen war nach den riesenhaften Ländern da unten.“

„Ehlers, auch das drückt mich manchmal nieder. Wenn ich denken muß, daß ihm was passieren könnt' und daß ich doch ungewollt mit verantwortlich bin für seinen Entschluß! Aber das ist ja Unsinn — er kommt ja zurück, er muß zurückkommen! Und wenn wir beide uns zusammenspannen — vielleicht können wir beide, was ich allein nicht konnte! Ich hab' ihm tausend Bausteine geschickt — und er, der zurückkehrt, gesättigt mit der Anschauung des Landes, wird mir bauen helfen. Dann mag ich wohl doch noch eines Tages „fertig!“ sagen! Manchmal, in freundlicheren Stunden, ist dies meine Hoffnung — die größte und letzte. Aber ich bin schon so verzagt und mißtrauisch, daß ich auch sie oft für leere Phantasie halte.“

„Das soll sie nicht sein,“ sagte der Geheimrat. „Hoffnungen muß man festhalten. Ich bin ordentlich froh geworden, und hatte doch vorhin schon Angst gekriegt!“

Er schob den Sessel zurück und rechte seine mächtige Gestalt.

„Verzeih mir, ich war ein schlechter Gastgeber. Ich bin doch sonst nicht so — es ist nicht meine Art zu klagen oder andern meine Not zu zeigen. Und wenn du nicht Timotheus gesagt hättest — — ich bin nervös überreizt, ich fühl's ja selber. Bitte, nimm es mir nicht übel.“

„Aber mein lieber Alter — —“

„Ach Gott,“ sprach der Professor mit einer Handbewegung — „Ihr seid so sichere ruhige Menschen. Euch war niemals um Wege bange, denn Ihr hattet euren Beruf, der euch täglich das Pensum vorschrieb. Und so

seid Ihr immer vorwärts gegangen und habt solche Entmutigung nie recht kennen gelernt.“

Da lächelte der alte Ehlers eigen.

„Meinst du?“ fragte er. „Vielleicht nicht so stark, denn bei uns, die wir im Getriebe stehen, setzt die Entwicklung früh ein, und oft werden wir unmerklich zwischen den Steinen geschliffen. Du aber standest einsam da und hattest keine Maßstäbe. So mußte alles von innen und aus dir selbst kommen. Und das ist wohl schwerer und schmerzlicher.“

„Aber ablassen müssen wir alle etwas. Es wird keinem erspart. Und wenn der junge Ehlers den alten sähe, so würde er wohl eine ungeschickte Verbeugung machen: Alter Herr, was bist du ein großes Tier geworden; aber er würde auch den Kopf schütteln: Sprich, wo sind unsre schönsten Schwungfedern geblieben? Alter Herr, du siehst etwas gerupft aus, und kein Orden kann das verdecken.“

Er griff unter den Rollbart und drückte ihn nach oben. Doch plötzlich horchte er . . . feierlich und mächtig schollen vom Park her die Klänge des Gaudeamus ins Zimmer.

Als würd' er gezogen, schritt er zum Fenster, sagte das Kreuz und bog sich vor. Und als die Wiederholung einsetzte, stimmte er fast gläubig mit ein:

„Gaudeamus igitur,
Iuvenes dum sumus!
Post iucundam iuventutem,
Post molestam senectutem
Nos habebit humus!“

Der Professor war ihm gefolgt. Er stand neben ihm und sah hinaus in den Park, den schon Abendstimmungen erfüllten.

„Nos habebit humus,“ sprach er halblaut nach. „Wie jubelnd sie das singen! Sie sind weit davon!“

„Ja, sie sind jung! Komm, wir wollen zu ihnen hinausgehen und uns, wenn wir mit ihnen anstoßen, heimlich denken, daß sie erreichen möchten, was wir gar nicht oder nur zur Hälfte erreicht haben.“

* * *

Es war nachher noch sehr lustig geworden, und als die Berliner Gäste aufbrachen, um den Elfuhrzug zu erreichen, durften Wille und Crusius noch lange nicht an den Heimweg denken. Es war fast halb eins, als ihnen Runkel die Tür öffnete.

Der Mond schien. Er schwamm in silbrigen Schleiern. Durch die Bäume der Gärten sah man den See herüberschimmern, und die kleinen Landhäuser standen dunkel und verschlafen im Laubwerk.

Richard Wille hatte seinen Stuhl lose an den Zäunen entlang schleifen lassen.

Plötzlich blieb er einen Moment stehen und seufzte.

„Crusius,“ sagte er, „mir ist eben in dieser feierlichen Stille ein Gedanke gekommen. Ich glaube, ein fruchtbarer und wichtiger Gedanke. Es handelt sich dabei um die Entwicklungsgeschichte der Menschheit.“

Der Lange sah ihn verblüfft und aus angenehmer Dröseligkeit gerissen an. Er vertrug nur wenig . . . und heut, in freier Stimmung, hatte er fraglos ein Glas Bier zu viel getrunken. Es merkte noch keiner . . . nur er selber. Ilse Hoermann und Lene Beyer spukten in seinem Kopf. Er konnte sie aber nicht recht auseinander halten, denn sie waren sich merkwürdig ähnlich.

Ehe er sich noch besinnen konnte, räusperte sich Richard Wille und sprach dumpf und nachdrücklich: „Kultur und Weib stehen immer im engsten Zusammenhang. Ohne das Weib keine Kultur.“

Es kam so überzeugungs- und bedeutungsvoll heraus, als hätte er damit ein Weltgesetz entdeckt. Und Crusius wurde davon munter, denn er mußte lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Ritt durch die Wüste.

Novelle von Fritz Rohmer.

Merry nannte man ihn, und der Teufel mochte wissen, wie er zu dem Namen kam. Es war nichts Weiteres an dem ganzen Ritt — eher das Gegenteil. Däster, wie eine Gewitterwolke hing er im Sattel, mit herabgezogenen Mundwinkeln die anderen mustern, selten sprach er ein Wort, und keiner mochte gern etwas mit ihm zu tun haben.

Er war nicht beliebt bei den Mitgliedern der Expedition, wirklich nicht. Acht Monate Wüste, Einsamkeit und gemeinsam erduldeten Gefahren und Entbehrungen hatten nicht vermocht, ihn den andern näher zu bringen. Aber man schätzte ihn wegen seiner unbedingten Zuverlässigkeit, wegen der Sorgfalt seiner Vermessungsarbeiten, wegen seiner hundertfach erwiesenen Unentbehrlichkeit. Das alles hatte mit dem Herzen zwar wenig, aber verflocht viel mit dem Verstande zu tun, der jedem einzelnen sagte, daß Erfolg und Zukunft des kühnen Unternehmens größtenteils von Merry abhing.

Einer, der von Merry und seiner Vergangenheit zu wissen schien, war der holländische Arzt Ruyter. Aber der hütete seine Zunge wohl, und das Einzige, was er allmählich aus sich herauslocken ließ, war das, daß Merry eigentlich ein Deutscher sei, aus Bayern oder dort herum stamme, daß er mit bürgerlichem Namen Hubert Guntram heiße, ja, und daß er offenbar etwas durchgemacht haben müsse, was sein Leben plötzlich veränderte, sein Dasein aus den Fugen gehoben und völlig umgebrochen habe. Man konnte nicht viel anfangen mit solchen Andeutungen, man machte sich vielleicht Gedanken darüber und ließ seine Phantasie spielen — das war aber auch alles, und es befriedigte nicht sehr. Einige hatten anfangs von einem Verbrechen geshwiegen, das auf Merrys Seele lasten müsse — aber dies harte, stolze und verschlossene Antlitz schien nicht das eines Verbrechers zu sein — so hörte man schließlich auf, sich den Kopf über Dinge zu zergrübeln, die einen eigentlich auch gar nichts angingen.

Immer, wenn am Morgen die Dromedare gefaltet waren und sich mit leisem Schellenkläuten in Bewegung setzten, immer, während dieses wochenlangen Rittes durch die Wüste von der Oase Aebbes nach dem See Hamun, an der Grenze von Afghanistan — ergab sich nach einer knappen Stunde oder früher mit fast automatisch anmutender Regelmäßigkeit dieses Bild: daß zunächst die fünfzehn, sechzehn anderen Mitglieder der Expedition im Gänsemarsch durch den ockergelben Wüstensand stapften, während am Schluß Doktor Ruyter, Merry und Miß Hampton nebeneinander herritten, Miß Hampton in der Mitte, und die beiden anderen wie zwei Knappen rechts und links, in niemals sich ändernder Anordnung.

Miß Hampton, die in Oxford studierte, war die einzige Frau bei der Expedition, und es hatte sie viele Anstrengungen gekostet, ehe sie es durchgesetzt hatte, mitgenommen zu werden. Aber man hatte das Wagnis nie zu bereuen gehabt, es hatte noch nicht einen Tag gegeben, wo man ihre Gegenwart als lästig oder drückend empfand. Schlank, ohne Knocchig zu sein, mit einem im Sport erachteten idealen Körper, jung, elastisch, tapfer und von einem brennenden Ehrgeiz, überwand sie alle Anstrengungen, alle Gefahren und Entbehrungen mindestens ebenso gut wie jeder der Männer. Anfangs, als sich die jähe Trennung von Weib, Heimat und Kultur am schmerzlichsten ins Bewußtsein drängte, hatte der eine oder der andere vielleicht versucht, mit ihr anzubändeln. Aber sie wußte jede derartige Bemühung so fein, so sicher zurückzuweisen, ohne dennoch je verletzend zu wirken, daß man bald die Hoffnungslosigkeit dieser Versuche einsah und aufhörte, sie zu umwerben. Ja, man vergaß, daß man eine Frau bei sich hatte, sie war in den Augen der Männer, dank ihrer Augen und natürlichen Zurückhaltung, bald nur ein höchst wertvolles Mitglied dieser Gesellschaft, ein sehr ernst zu nehmender Forscher, und daß sie Ellen hieß und ein Weib war, das war schließlich bloß ein pudriger und amüsanter Zufall, über den weiter nachzudenken nicht der Mühe lohnte. Bei aller Gemeinsamkeit des Schicksals und des Erlebnisses niemanden näher zu treten als unbedingt erforderlich war, das war ein Grundfaß, den sie sich ganz zu eigen machte und selbstverständlicher Weise nur bei einem der Männer durchbrach — und das war Merry! Daß sie mit Ruyter herzlich verkehrte, war ja nicht erstaunlich — Ruyter war ein alter Herr, war der intimste Freund ihres Vaters, dem sie verdankte, daß sie überhaupt mit durfte. Aber das mit Merry gab freilich zu denken.

Allerdings nur, weil man nicht belauschen konnte, worüber die beiden sich unterhielten. Denn in Wahrheit kam nie ein einziges armes Wörtchen von Liebe oder ähnlichen Gefühlen über ihre Lippen. War Merry verschlossen und wortfarg — Ellen Hampton war keineswegs geschwätziger, und so sprachen sie eigentlich nur über wissenschaftliche Dinge und die bisherigen Ergebnisse ihrer Forschungen eingehender und etwas lebhafter.

Dreißig heiße Tage war man so durch den grellen Sonnenbrand geritten, dreißig eiskalte Nächte hatte man sich frierend in die Filzdecken gewickelt und war zitternd enger an den Bauch der ruhenden, wiederklappenden Dromedare gekriecht. Dann hatte man nach einem von Merry erdachten Verfahren auf dem Hamun-See Messungen gemacht, ohne doch bei fünfzehntausend Metern Grund zu erreichen, und war schließlich um die Ufer des Sees weiter geritten, nach Nasretabal, der Hauptstadt von Seistan.

Während dieses Rittes erhob sich plötzlich einer jener Sandstürme, die für jene Zone so bezeichnend sind. In wenigen Augen-

blicken war die ganze Karawane von einer undurchdringlichen, dichten Wolke feinen gelben Sandes eingehüllt. Niemand sah mehr den andern. Schreiend und wiehern vor Angst drehten die Dromedare dem Sturm das Hinterteil zu, tief senkten sie die Köpfe — kein Mensch vermochte weiter als bis zu seiner Hand zu sehen.

Dr. Ruyter, der mit Merry und Miß Hampton am Schluß geritten war, stand nun, durch die jähe Kehrtwendung des Juges, ganz an der Spitze der Karawane. Seitlich von sich sah er ein paar Schatten, die schimmernden riesengroß in der staubigen Dämmerung. Er vermutete, daß es seine beiden Gefährten waren. Er sorgte sich lebhaft um des Mädchens willen, aber das Dromedar stand zitternd und wie angewurzelt, und es war völlig unmöglich, es zu bewegen, einen Schritt zu machen. Er schrie laut, während die feinen Staubkristalle ihm in Nase und Kehle gerieten. Seine Stimme, krägend, heiser und unnatürlich, wurde ihm vom Wunde gleichsam abgeschnitten und extrakt im Heulen und Brausen der tobenden Elemente.

Dann, plötzlich, war eine Stille, sekundenlang. Es war, als schöpfe der Sturm Atem zu einem neuen Angriff. Und in dieser Stille, die geisterhaft und gespenstisch wirkte, hörte Doktor Ruyter ein paar Worte, ganz nah, einige geflüsterte, gestammelte Worte:

„Warum haben Sie Ihre Frau verlassen?“

„Sie liebte mich nicht mehr und ich — liebte sie nicht mehr.“

„Sie würden auch mich einmal verlassen.“

„Nie!“

„Das haben Sie Ihrer Frau sicher auch einmal gesagt!“

„Vielleicht. Aber meine Frau war anders als Sie. Und ich war so viel jünger und törichter. Ich habe mich inzwischen geprüft — ich habe viel gelitten und kenne mein Herz.“

„Ich habe Angst, Merry — es fällt mir so schwer zu glauben.“

„Aber Sie lieben mich doch?“

„Ich weiß nicht, — ...“

„Ich kann nur noch leben für dich, Ellen, mit dir.“

„Auch sterben?“

„Auch — sterben.“

Der Sturm verschlang das Nächste — Doktor Ruyter hörte nichts mehr. Er hatte alle Hände voll zu tun, das Antlitz zu schützen. Aber es dauerte nicht mehr lange. Eine halbe Stunde später brannte die Sonne vom staubblauen Himmel, als wäre nichts gewesen.

Am Abend ritten sie in Nasretabal ein. Die Straßen waren voll von Menschen. Ein langer Zug von Eingeborenen umwanderte mit schwarzen Fahnen und Opferzielen heulend und jammernd die Moschee und flehte Allah um Schonung an. Jede zweite Haustür war mit einem roten Kreuz bemalt — zuweilen waren es auch mehrere. Ein ekelhafter süßlicher Geruch wehte den Ankömmlingen entgegen — man wußte Bescheid. In der Stadt herrschte die Pest.

Die kleine Karawane durchwanderte im Eiltempo die Stadt. Man lagerte draußen vor der Mauer, wo die Gefahr geringer war. Doktor Ruyter, auf alles vorbereitet, impfte die ganze Gesellschaft sofort mit Serum, zuletzt sich selbst. Keiner von allen verlor die Fassung. Auch dies war schließlich etwas, womit gerechnet werden mußte. Weiter zu marschieren hatte keinen Zweck. Jenseits der Stadt dehnte sich die andere, größere Wüste, Gehenna, die Hölle, ins Endlose. Sie zu durchqueren mußte bei der völligen Erschöpfung vom Mensch und Tier ausgeschlossen erscheinen, zumal man auch mit dem Proviant zu Ende war.

Man schlug kein Zelt auf, sondern lagerte, wie all die Nächte vorher, im Freien, um dem kühlen, gesunden Nachtwind Zugang zu lassen. Immerzu, lautlos zuweilen und manchmal böse freischend, glitten die dunklen Schatten häßlicher Geier über den Sammet des Himmel der Stadt zu, Deute witternd. Es war ein schauerlicher Anblick.

In derselben Nacht bekam Ellen Fieber. Es schien, als hätte dieser jugendliche Körper die besondere Eiferfücht der dunklen, türkischen Krankheit erregt. Sie warf sich mit Wut auf dieses blühende Leben und blies es an mit ihrem furchtbaren Gifthauch. Ellen wimmerte auf ihrem Lager und stöhnte vor Schmerzen. Aber sie hatte noch nicht lange so hilflos dagelegen, da kam Merry. Er war von allen der Einzige, der ihre Schmerzenslaute gehört hatte. Und so eng war sein Leben mit dem ihren verknüpft, daß es schien, als leide er jedes Fieber der ihren Nervenzug mit.

Merry legte Ellens Kopf in seinen Schoß und hielt ihre zuckenden Arme mit sanfter Energie fest. Er preßte ein in Essig getränktes Tuch auf ihre spröden, rissig gewordenen Lippen. Aber sie empfand keine Binderung. Er probierte es mit irgendwelchen geheimnisvollen Medikamenten, die ihm von den Eingeborenen verraten worden waren. Aber es schien, daß man ihn betrogen hatte, denn Ellens Zähne schlugen taktend aneinander, und sie fror entsetzlich. Da, als er sah, wie die bedrohlichen blauen Flecke immer häufiger über ihre Wangen huschten, wie ihre Augen starr und glasig wurden, erweckte die Angst um dieses geliebte Leben ihm die Erinnerung an jenes Mittel, das schon im Mittelalter genannt wurde ...

Aber selbst in diesem Augenblick verließ ihn nicht die Ueberlegung und das Gefühl der auf ihm lastenden Verantwortung gegenüber seinen Kameraden, die von den Vorgängen dieser Nacht nichts ahnten. Es gal! — unabhängig von dem Ausgang seiner

Bemühungen — die anderen, die Gesunden, gegen die Ansteckung zu schützen. So stand Merry auf, packte den geliebten, zuckenden Körper fest in eine Decke, band ihn auf das Reittier, setzte sich selbst dahinter und ritt so, schaukelnd auf dem Rücken des Dromedars in die finstere, kalte und erbarmungslose Nacht hinaus. Hinter ihm versank alles. Stadt, Kameraden, alles Gemeine — es schienen ihm nunmehr unbeachtliche Dinge. Sein ganzes Ich konzentrierte sich auf nichts anderes als auf diese eine, schreckliche und große Gegenwart, auf diesen einen glühenden Wunsch: ein Leben zu reiten, das ihm teuer geworden war als das eigene — seine Liebe dort, gerade dort einzusetzen, wo er auf eine Erwiderung seiner Leidenschaft nicht mehr glauben rechnen zu dürfen.

So ritt er hinaus in die Wüste, eine halbe Meile oder mehr. Dann, im Schutze einer Bodensenkung, richtete er die mitgenommene Filzjurte auf, bettete den Körper des Mädchens auf ein paar Fellen, löste sanft die Kleider von dem Körper, der durch die Paroxysmen der Krankheit sich bereits krampfhaft zusammengezogen begann und legte sich dann daneben. Und, eng an die Geliebte angelehnt, der das Bewußtsein seit langem geschwunden war, ließ er die ganze Kraft seines herrischen, jungen und heißen Blutes in den erhaltenden, frostbelebenden Leib Ellens hinüberströmen.

Acht Stunden lag er so, fast ohne sich zu rühren. Dann erhob er sich, nahm ein Schluck Wein, da der Durst ihn zu verbrennen drohte, und legte sich alsbald erneut nieder, mit seinen starken Armen Qual und Unruhe der Kranken säufte. Als die Sonne des nächsten Tages sich dem Horizonte näherte, erkannte er, wie Ellens Atem leiser ging und sich ihre Muskeln entspannten. Ja — er empfand die zurückkehrende Wärme ihres Blutes, welche die fast gelöste Seele zögernd in ihre bisherige irdische Behausung zurückschickte. Und da nun auch das halb erloschene Bewußtsein aufs neue zu erwachen schien, und die Lider, bei ihrem ersten nervösen Zucken, ein paar klare, erkennende Augen bloßzulegen drohten, stand er geräuschlos auf und setzte sich in eine dunklere Ecke des Zeltes, von der aus er den unruhigen Schlaf kaum noch erhoffter Genesung mit der Demut und Aufmerksamkeit eines Hundes überwachte.

Ja, Merry beobachtete das Mädchen und sah, wie ihre Seele wieder zurückkehrte. Ellens schlug die Augen auf — es waren wieder menschliche Augen — und erkannte den Deutschen. Und zum ersten Male nach so vielen Stunden formten sich die immer noch spröden und blutleeren Lippen zu einem zaghaften Lächeln.

Als Merry dieses Lächeln sah, sprang er auf und stürzte hinaus in die Nacht. Er klammerte sich an die Stahlstangen der Zurte und weinte. Es ist schrecklich, einen starken Mann weinen zu sehen, und Ellen, die sein Schluchzen bis in das Innere des Zeltes hörte, ahnte dunkel, daß dieser Mann etwas Schweres und Außerordentliches für sie getan haben mußte.

Sie sprach nie davon. Aber sie wurde nachdenklich und fast traurig, wenn sie an ihre letzte aufregende Unterredung unter dem Toben des Sandsturmes dachte. Und zuweilen musterte sie den Mann prüfend und sehr von der Seite, wenn er sich unbeobachtet glaubte — und sie fand, daß dies harte, männliche Gesicht ein seltsames Vertrauen einflößte; ja, sie glaubte, daß es eine Beruhigung sein müsse, an der Seite dieses Mannes durchs Leben gehen zu dürfen.

Zwei oder drei Tage später war Ellen so weit wieder hergestellt, daß Merry meinte, es wagen zu dürfen, aufzubrechen und den anderen nachzuweichen, die ja inzwischen ihre Reise fortgesetzt haben mußten. Sie hatten nur ein Dromedar zur Verfügung, aber vielleicht hätte sich Ellen, durch die eben überwundene Krankheit immer noch sehr entkräftet, allein auch gar nicht im Sattel halten können.

Sie ritten, mit geringem Mundvorrat, vier Tage, so schnell das Tier sie nur zu tragen vermochte. Selten wechselten sie ein Wort — beide hatten zu viel mit ihren eigenen Gedanken zu tun. Aber als sie dann, in dem Zwielicht eines blassen und violetten Abends, in der Ferne die Karawane der Freunde erkannten, hielt Ellen plötzlich das Reittier an und kehrte ihr Antlitz, das noch blaß war und gezeichnet von kaum überstandenen Schmerzen, dieses dennoch so schöne und strahlende Antlitz, dem hinter ihr sitzenden Manne zu:

„Merry — denkst du noch an den Sandsturm? . . .“

Er antwortete nichts, aber er hielt seinen Arm fester um sie gespannt, als ob er fürchtete, daß sie vom Sattel gleiten könnte.

„Merry,“ sagte da Ellen noch einmal, „wenn jetzt wieder ein solcher Sandsturm käme und du mich noch einmal fragtest, wie du es damals tatest — ich glaube, es würde mir nicht mehr schwer fallen, deinen Versicherungen zu glauben.“

Sie sah den glücklichen Ausdruck seines Gesichtes und dachte es, daß er ihre Lippen küßte. Aber dann fühlte sie, wie Tränen in ihren eigenen Augen aufstiegen, und sie drehte sich wieder nach vorn, um ihre Rührung zu verbergen — wie es sich für ein englisches Mädchen schickt.

Sigaro Blick!

Wer meint um Pepino? Die hübschen, raffigen, napolitanischen Mädchen, mit denen er tanzte, denen er mit schmachtender, süßer Stimme seine Serenata sang, die alten und jungen Fischer der Santa Lucia, Kollegen seiner Fischjagden im azurblauen Golf von Neapel. Ach ja, Napule canta! —

Was beweinst du, Pepino, du hübscher Jüngling mit dem schönen, schwarzen Vodenkopf? Aber hier stimmt es mit der Tragik. Pepino hat keinen Vodenkopf, Pepino weiß nicht warum. Er hat eine Glase von einer höheren Macht diktiert bekommen,

und dieses eine Attribut seiner anziehenden Männerschönheit ist dahin.

Das war die traurige Feststellung mit der wehmützbollen Erinnerung an Pepinos frauenbekorenden schwarzen Vodenkopf. Und nun die Vorgesichte. Sturm, Gewitter im azurblauen Golf von Neapel! Pepino aber ist mit anderen Fischern auf dem Meere. Wütherich Bliz spukt herum und treibt seinen Schabernack. Die drei Fischer auf dem schwankenden Schiffelein haben sich in der Kajüte verschanzt, spielen Karten und wollen so das sinnlose Spiel der Elemente abwarten. Es kam nicht mehr dazu. Ein furchtbarer Blizschlag entlud sich mit wildem Getöse, und der Schlag drang in die Kajüte, zerschmetterte die Wände. Die Menschen? Zwei Mann sind unversehrt, nur von dem Schlag betäubt und müde von der großen Rauchentwicklung. Aber Pepino, den mit dem Vodenkopf, den hat es getroffen. Ja, ja, den schönen, schwarzen, herausgehenden Vodenkopf. Rahl geschoren ist er, und Pepino wollte ja gar nicht zum Friseur gehen. Die Ironie des Schicksals ist wieder einmal voreilig gewesen.

Und so geht die Geschichte von dem hübschen Pepino und seinem schwarzen Vodenkopf, in dem sich viele Mädchenherzen versingen, plötzlich aus, wie ein Licht, vom Winde ausgeblasen . . .

Aus unserem Raritätenkasten.

373.

Ein Wind muß ununterbrochen 240 Jahre lang in derselben Richtung und derselben Stärke wehen, damit im Meere eine ständige Wasserbewegung in derselben Richtung in 100 Meter Tiefe mit halber Geschwindigkeit sich bemerkbar macht.

374.

Bei schweren Operationen gab man früher den Patienten Bleifugeln in den Mund, damit sie ihren Schmerz darauf verbeißten sollten.

375.

In Striegau in Schlesien, in Greifenstein und Raubach in Hessen, ferner in Böhmen und anderswo wurden in früheren Zeiten heilkräftige Tonerden gegraben (Lehm), die in Form von Täfeln (Tabletten, lat. trochisci) als innerlich zu nehmendes Heilmittel übliche Verwendung fanden. Die Apotheken hielten diese Täfeln vorrätig. Man nannte sie allgemein terra sigillata, gestiegelte Erde oder Siegelerde, da auf den Täfeln ein Siegel aufgebracht war.

376.

Die Hauptbeschäftigung der Priesterkaste, die sich um 2000 vor Christus über Babylon und Chaldea ausbreitete, bestand in der Wahrsagerei.

376.

Die Chinesen kannten die Impfung gegen ansteckende Krankheiten schon seit dem 11. Jahrhundert. Die Lympe wurde den männlichen Einwohnern in das linke und den weiblichen ins rechte Nasenloch geblasen.

377.

Die Schilddrüse enthält als einziges Organ des Körpers Jod in einer hohen Eiweißbildung. Die Jodausscheidung beträgt jährlich nicht mehr als 1/3 000 000 Gramm. Bedenkt man, daß diese Menge sich auf 50 Liter Blut und Körperflüssigkeit verteilt, so ergibt sich als Jodgehalt des menschlichen Blutes schätzungsweise die Ziffer 0,000 000 000 6 v. h. Jod. Die Jodverbindung der Schilddrüse ist ein Erregungsstoff und übt trotz der unausdeutlich feinen Verdünnung eine für das Leben und Wesen des Menschen entscheidende Wirkung im Körper aus. Das Jod im Körper reguliert das Temperament des Menschen. Ein Milligramm weniger in der Schilddrüse Goethes — und es wäre kein „Faust“ geschrieben worden.

378.

Das scheinbare Geschnatter der Gänse stellt die ausgebildete Art dar, in der Tiere sich verständigen.

379.

Mantegazza schreibt, daß einige Vögel Australiens (Mambydera maculata etc.) kleine Theater bauen, sie mit Zweigen, Federn, Muscheln, Blättern und Weichen schmücken, worin die Männchen den Weibchen komische Vorstellungen geben, um sie zu verführen und den Liebespreis zu erhalten.

380.

Das Frauenhaar wächst in einem halben Jahr um 6 Zentimeter.

Fröhliche Ecke.

Wahre Liebe. Kraschin bekommt jeden Tag einen Brief von seiner Braut. Er trägt sie alle in seiner Manteltasche ungeöffnet. Fragt ihn Michailowitsch, sein Kamerad: „Warum öffnest du die Briefe nicht?“ — „Ich kann doch nicht lesen.“ — „Ach so. Soll ich sie dir vorlesen?“ — „Nein!“, bedankt sich Kraschin, „ich warte bis nächste Woche, da besucht mich meine Braut. Da kann sie sie mir vorlesen; sie hat eine so schöne Stimme.“

Zungesellenwunsch. 1 schönes Weib möcht' ich an meiner Seite sehn; — 2 tausend Taler täglich, um des Lebens Last zu tragen; 3 Hühnerhunde, auf die Jagd zu gehn; — 4 rasche Pferd' mit elegantem Wagen; — 5 lustige Freunde, um die Zeit mir zu vertreiben; — 6 Schüsseln täglich und ein gut' Glas Wein; — 7 Betten, wenn wohl Fremde bei mir bleiben; — 8 Zimmer — Platz muß ja im Hause sein; — 9 Louisdor bei jedem Spielgewinn; — O! lieber Gott, gib mir's, weil ich bescheiden bin! (Aus alter Quelle, mitgeteilt von Karl Sage.)